

Die Neue Welt

10. Oktober 2065

Im Hopi-Reservat in Arizona

Über den Bergen ging die Sonne auf und tauchte die Meditationshalle des Klosters in orangegelbes Licht. Die Meditierenden blinzelten mit den Augen, ein Lächeln überzog ihre Gesichter. Wie jeden Morgen hatte sie eine Stunde vor dem Morgengrauen der Gong geweckt, mit dem Dirk durch die Gänge der Schlafgemächer gelaufen war. Er hatte sich nicht leise und vorsichtig bewegt, wie es seinem Gefühl der frühen Morgenstunde entsprochen hätte, sondern war bewusst mit der Ferse auf die Holzbohlen aufgetreten und hatte den Schlägel hart gegen den Gong geschlagen. Nur so konnte er sicher sein, alle aus ihren Träumen geweckt zu haben.

Die Nonnen und Mönche waren aufgestanden, hatten sich gewaschen und betraten die Große Halle, indem sie sich dreimal verbeugten. Die Thera¹ saß schon vor der goldenen Buddhastatue und hatte die Räucherstäbchen und die Kerzen auf dem Altar angezündet, die von den Bewegungen der Eintretenden flackerten.

Die Bewohner und Besucher des Klosters suchten sich einen Platz, auf dem sie sich für die eine Stunde dauernde Morgenmeditation einrichteten. Auf dem Holzfußboden waren mit Kapok gepolsterte Matten ausgebreitet, auf denen Meditationskissen lagen. Einige hatten das Kissen beiseitegelegt und sich nur auf eine gefaltete Decke gesetzt.

Die Meditierenden nahmen den ganzen oder halben Lotussitz ein, streckten den Rücken und schlossen die Augen so, dass sie durch einen Schlitz den von den Kerzen beleuchteten Buddha sahen. Den Buddha oder die Kerzen im Auge zu behalten, war ein bewährtes Mittel, um nicht wieder einzuschlafen.

Die Thera hob die Hände und legte sie vor der Brust gestreckt aufeinander. Alle im Raum Anwesenden verbeugten sich und nahmen Zuflucht zu den drei Juwelen, Buddha, Dharma und Sangha: Buddha, der den Weg der Erleuchtung gefunden hatte, Dharma, in dem er den Weg beschrieb und Sangha, die Gemeinschaft derer, die den Weg gemeinsam beschritt.

Die Thera fiel mit fester Stimme in den Morgengesang, den die Teilnehmer leise aufnahmen. Die Singenden hatten ihre Mitte noch nicht gefunden, die Töne kamen gepresst aus der Brust.

Es dauerte eine Weile, bis alle ihre Ruhe fanden und der Raum mit dem Gesang schwang. Die monotone Melodie erfasste jeden Winkel und verband Luft, Raum und Meditierende zu einer Einheit. Die Körper der Singenden entspannten sich und strahlten die Freude aus, den dämmernden Tag mit ihrer Meditation einzuleiten. Nach dem Gesang trat Stille ein. Die letzten korrigierten ihre Sitzpositionen, bis auch sie zur Ruhe kamen.

Der Morgen war kühl, doch keiner spürte die Frische, weil sie sich gegenseitig wärmten, wie die Kühe im Stall. Wobei nicht die Körper sich wärmten, sondern die Anderen, die genauso verschlafen waren und mit der Meditationshaltung kämpften.

¹ Thera ist ein Ehrentitel für Nonnen, wenn deren Ordination mehr als 10 Jahre zurückliegt. Theras sind in vielen Fällen auch die spirituellen Leiter eines Klosters.

Nach der Meditation zogen alle schweigsam in den großen Essenssaal, wo an langen Holztischen der Küchendienst das einfache Frühstück mit Teetassen und einem Haferbrei gedeckt hatte. Sie nahmen das Essen in Stille ein.

Dirk ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach und holte sich den Rutenbesen aus dem Schuppen, den mit grob behauenen Steinen gepflasterten Innenhof zu fegen. Er war allein und ungestört an der frischen Luft des aufgehenden Tages. Es fröstelte ihn, nachts gab es den ersten Frost, doch nach 20 Schwingen mit dem Besen würde er die Kälte vergessen haben.

Dirk war alt geworden, älter, als er es jemals für möglich gehalten hatte. Er hatte gefeiert, Drogen genommen, viel Alkohol getrunken, damals in Hamburg. Sie hatten die Nacht zum Tage gemacht, bis spät mit ihrer Band geprobt, und waren dann für die langen Absacker in die Kneipen gegangen, in denen sich das Personal aus den Musikschuppen trafen, die nach einem Ende des Tages suchten.

Irgendwann bröckelte die Front, und die Freunde an den anderen Instrumenten kamen unregelmäßig und gaben fadenscheinige Entschuldigungen. Sie mochten nicht sagen, dass sie früh mit Kunden verabredet waren, oder dem Richter Rede und Antwort stehen mussten für ihren Klienten, der wiederholt in Wohnungen eingebrochen war.

Eines Abends fuhr Dirk wie regelmäßig mit dem Auto nach Hause, weil ihm das Taxi zu teuer war und er ein guter Autofahrer war, der auch mit Pegel alles unter Kontrolle hatte. Die Kneipenmannschaft wusste das und reservierte ihm einen starken Kaffee, bevor er aufbrach. Es war zwecklos, ihm das Autofahren unter Alkohol auszureden, er schien sich etwas beweisen zu müssen, worauf sie keinen Einfluss hatten.

Es passierte auf der Reeperbahn in Höhe der Davidswache. Dirk war so mit der Ampel beschäftigt, die auf Gelb sprang und obwohl er Gas gab, er die Kreuzung erst bei orange erreichte. 100 Meter weiter tat es einen dumpfen Schlag auf der rechten Seite, Dirk bremste instinktiv und sofort traten ihm Schweißperlen auf die Stirn. Er schaltete den Warnblinker ein, dann wieder aus und drehte sich langsam in alle Richtungen, sah aber niemanden, der sich um ihn kümmerte. Er stieg aus, schlich zum rechten Kotflügel, der neben dem Eingang zur Freilichtbühne zum Stehen gekommen war, und untersuchte flüchtig den Straßenrand. Die Stelle lag im Halbdunkel der Bühne. Als er nichts Auffälliges feststellte, setzte er sich wieder ins Auto und fuhr nach Hause.

Er schlief im Vollzeug auf dem Bett ein. Morgens hatte er Kopfschmerzen. Dirk hatte nie Kopfschmerzen vom Trinken. An diesem Morgen hatte er Kopfschmerzen, und er wusste wovon: Der dumpfe Schlag auf der Straße pochte in seinen Ohren, als höre er die Schmerzensschreie eines Wesens, das sich gerade so weit geschleppt hatte, dass er es nachts nicht entdeckte.

Auf dem Weg zur Arbeit machte er einen Schlenker an der Unfallstelle vorbei. Er traute sich nicht, anzuhalten, um nicht die Aufmerksamkeit der Polizisten auf sich zu lenken, die 200 Meter weiter, zwar durch die Bühne verdeckt, vor der Wache standen. Auf der Arbeit angekommen, betrachtete er sich den Kotflügel bei Tageslicht, sah die Beule und den Schmutzfilm, der an dieser Stelle blank war. Er entschloss sich, nachmittags in die Waschanlage zu fahren, und betrat das Bürohaus.

Die Softwarefirma, für die er arbeitete, wurde beständig größer und wichtiger für den Warenverkehr im Hafen. Die Kleidung seiner Freunde aus Studienzeiten war salopp, trotzdem schlichen sich auf

den Oberhemden und den Sakkos die kleinen Logos ein, die untrügliches Zeichen für repräsentatives Aussehen waren.

Irgendwann zog er die Reißleine, scherte aus und verließ den schillernden Weg, der vor ihm lag. Seine Arbeitsfreunde waren bestürzt, weil sie ihn schätzten und er ein fähiger Programmierer war. Außerdem trug er durch seinen Humor zu einem guten Arbeitsklima bei.

Er verließ seine Freundin, half einem Bekannten, einen ausgemusterten Kühl-LKW notdürftig zu einem Wohnmobil umzubauen, und war unterwegs, als die kalten Nebelschwaden sich über die Stadt legten.

Manchmal hielt er beim Fegen inne, um den Geruch der Bäume wahrzunehmen und den Vögeln zuzuhören, die sich trauten, den Winter in der Wüste, der Painted Desert zu verbringen. Wenn der Wind günstig stand, trug er den Geruch der Ziegen herüber, die in ihrem Gehege auf ihre Fütterung warteten.

Nach dem Frühsport, wie Dirk das Fegen nannte, ging er frühstücken, wozu seine Frau Tuwa und die beiden Kinder kamen.

Für Indina, die vor zwei Tagen neu ins Kloster gekommen war, war die Stille des Hauses ungewohnt, fast bedrohlich. Sie hatte in einem Meditationszentrum in New York meditieren gelernt und regelmäßig auf ihrem Kissen gesessen, entweder in dem Zentrum oder später alleine zu Hause.

Meditieren beruhigte sie und brachte sie von ihrem hektischen Alltag als Sicherheitsbeauftragte zurück zu sich, zu Indina. Sie hatte sich vor einer Weile vorgenommen, sich mehr Zeit für sich zu nehmen und ihr Engagement für die Arbeit zurückzufahren.

Das ging ein paar Wochen gut, bis sie feststellte, dass sie wieder in ihren alten Trott gefallen war. Es fiel ihr schwer, nach der Arbeit einfach die Jalousie herunterlassen, die Verbindung zu den Kollegen abubrechen und nach Hause zu gehen.

Sie hatte zaghaft versucht, Kolleginnen für ihre Feierabendbeschäftigung zu begeistern, war aber auf wenig Gegenliebe gestoßen. Nur ein Mann, der gern mit ihr befreundet gewesen wäre, hatte sie gefragt, was sie mit ‚Sitzen‘ meinte.

Sie vermied es, eindringlicher zu werden, um sich nicht ins Abseits zu manövrieren, sie hatte nicht vor, eine Außenseiterin zu sein. Darum war sie weiterhin zu ihrem Lieblingssport Bowling gegangen, hatte Alkohol getrunken und war benebelt ins Bett gefallen.

Irgendwann wurde es ihr zu bunt und sie teilte ihrem Freund mit, für drei Wochen nach Arizona in ein Kloster gehen, um zu meditieren. Ihr Freund hielt es zuerst für einen Spruch. Als sie aber ihre Sachen packte und das Lufttaxi sie abholte, stand er fragend vor ihr:

„Werd jetzt bitte nicht ausfallend“, hatte sie zu ihm gesagt. „Ich weiß, dass du Meditation für Spirikram hältst, der zu nichts führt. Du hast es nie so ausgedrückt, aber ich habe es dir von den Augen abgelesen, wenn wir darüber gesprochen haben.“

Ich habe es hingenommen, weil es andere Dinge an dir gibt, die ich gerne mag. Ich habe auch verstanden, dass du glaubtest, nur warten zu müssen, bis der Spleen wieder vorbeigeht.

Nun denn, vielleicht geht er vorbei. Vorher will ich aber einmal genauer wissen, was da dran ist und werde meine ganzen Ferien in Arizona verbringen.“

Ihr Freund hatte zwischen Türzuschlagen und Verständnis gependelt. Dann hatte er gar nichts gesagt und ihr mit traurigen und müden Augen nachgesehen.

Nach dem Frühstück und einem Verdauungsspaziergang in dem klostereigenen Park, trennte sich die große Gruppe der Frühmeditation in zwei Hälften: Die Mönche und Nonnen gingen in die Keme-nate, wo sie im Kreis um den Altar herum meditierten.

Die anderen fanden sich in der Meditationshalle ein, in der die Thera neben der Buddhastatue für die geleitete Meditation auf sie wartete. Das Thema für die Woche, die gerade angefangen hatte, war Metta, die Liebende Güte, für die es eine eigene Kontemplation gab.

Alle suchten sich einen Platz und Indina war gespannt auf das Sitzen, das von kurzen Beiträgen unterbrochen wurde. Sie hatte sich am Wochenende oberflächlich mit dem Thema Metta beschäftigt, um nicht unvorbereitet in die Meditation zu kommen. Sie hatte den Hausroboter ‚Mufti‘ befragt, der ihr in Sekundenschnelle alle Verweise präsentierte, wo sie etwas über das Thema erfuhr.

Er bot ihr an, einen Vortrag zu halten, bei dem sie zwischen einer längeren und kürzeren Version, einem Videospiel oder einem Film wählen konnte. Indina hatte den klassischen Weg über die Bibliothek gewählt und sich das Buch ausgeliehen, das das Sutta² enthielt.

Das Bild der Teilnehmer an der Meditation war gemischt. Es hatten sich alle Gäste eingefunden, die zur Zeit im Kloster wohnten. Zusätzlich waren einige Mönche und Nonnen erschienen, die Indina an den Roben erkannte. Auf den ersten Blick fiel es ihr schwer, sie nach Nonnen und Mönchen auseinanderzuhalten, weil sie die gleichen Roben trugen und alle keine oder kurz geschorene Haare hatten.

Jegliche Art von Schminke, Parfüm und weiteren Accessoires waren im Kloster unerwünscht. Die Persönlichkeitsmerkmale hatte Mufti Indina bei der Einweisung gesagt, sollten auf dem Klosterge-lände unbeachtet bleiben. Die Persönlichkeit, meinte er, das Ego war einer der Gründe, die den Men-schen unzufrieden machte und wodurch er sich unglücklich fühlte. Indina wusste das, als sie sich auf den Aufenthalt vorbereitete. Als sie aber morgens in den Spiegel schaute und ihr ungeschminktes Gesicht sah, machte sie das unsicher. Sie war es gewohnt, mit ihrem Aussehen die Person anzu-nehmen, die sie tagsüber darstellte. Es war so einfach, sich hinter dem Bild zu verstecken.

Spätestens, als sie sich zur Frühmeditation setzte und die ungeschminkten Gesichter der anderen Gäste sah, war sie erleichtert und musste innerlich lachen. Sie fühlte sich wohl in einer Umgebung, in der sich alle der Öffentlichkeit preisgaben. Wobei es nicht wirklich eine Öffentlichkeit war, dachte sie, eher eine eingeschworene Gemeinschaft von Menschen, die aufgebrochen war, das Glück zu suchen.

Die Thera schlug den Gong, der die Meditation einleitete. Indina spürte ihre Beckenknochen und ihre Knie, die sie auf den Boden gelegt hatte. Halben oder ganzen Lotus traute sie sich nicht, dazu war sie zu ungenau. Sie hatte sich vorgenommen, daran zu arbeiten.

Sie hörte das Blut in ihren Ohren rauschen, so ruhig war es in dem Raum. Sie bemerkte, wie ihre Nachbarin schluckte, und jemand hinter ihr einen Nieser unterdrückte.

Indina erschrak, als die Thera leise sagte, dass sie die Außengeräusche registrieren, dann aber zu ihrem Atem zurückkommen sollten, dem Anker für ihre Achtsamkeit. Danach verstummte sie wieder.

² Als Suttas bezeichnet man die Lehrreden des Buddhas.

Indina kämpfte mit ihrer Atmung. Immer wenn die Ausatmung zu Ende ging und die Pause zur Einatmung eintrat, schlichen sich Gedanken ein, die sich wichtig machten.

„Nicht unterdrücken“, hatte ihre Meditationslehrerin in New York gesagt, „sie gehen vorbei. Schau ihnen zu, wie sie abziehen, und erinnere dich an deinen Atem.“

„Wem klar geworden ist³“, hob die Thera nach einer Weile wieder an, Indina kämpfte mit Müdigkeit, „dass der Friede des Herzens das Ziel des Lebens ist, der bemühe sich um folgende Gesinnung: Er sei stark, aufrecht und gewissenhaft, freundlich, sanft und ohne Stolz.“

Die Thera schwieg. Indina holte das Gesagte zurück, atmete und hörte den Wörtern zu. An ‚Friede des Herzens‘ blieb sie hängen. Was war ‚Friede des Herzens‘? War das ihr Lebensziel?

Sie hatte nie Gedanken über ihr Lebensziel angestellt, zumindest nicht bewusst. Sie hatte an Karriere gedacht, sich gefragt, was ein gutes Leben war, vielleicht Kinder und eine Familie. Aber ‚Friede des Herzens‘? Was sollte das sein? Sie lebte doch in Frieden. Von Kriegen hörte sie nur in den Nachrichten.

‚Stark, aufrecht, gewissenhaft, freundlich, sanft und ohne Stolz‘: War sie so? In ihrem Job durfte sie nicht sanft und nur freundlich sein. Dann, hatte sie die Befürchtung, kamen die Anderen und nutzten sie aus, umgingen sie und machten ihr ihre Position streitig.

Sie spürte, dass das Gesagte nichts mit ihrem Job zu tun hatte. Die Thera und das Sutta sprachen andere Dinge an. Sie ließ die Antwort offen, sie wollte hören, was noch kam.

Die Thera, als hätte sie Indinas Gedanken gelesen und ihr Zeit gelassen, fuhr fort: „Genügsam sei sie, leicht befriedigt, nicht viel geschäftig und bedürfnislos.“

Indina hörte den Worten zu und stellte sofort fest, dass sie nicht in ihr Leben passten. Wie sollte sie ‚bedürfnislos‘ sein, ‚nicht viel geschäftig‘, keiner in ihrer Umgebung lebte danach. War das erstrebenswert? Für wen? Was brachte ihr das? Friede des Herzens? Das war doch viel zu abstrakt.

„Mögen alle Wesen glücklich sein und Frieden finden!“, sagte die Thera.

Und wer dachte an ihr Glück und an ihren Frieden?, fragte sie sich.

Der Rest des Suttas rauschte an ihr vorbei. Sie erinnerte sich, dass sie es gestern im Leseraum schon nicht verstanden hatte. Sie hatte trotzdem weitergelesen, weil sie auf eine Eingebung hoffte. Anfangs hatte sie auch keine Ahnung von Sicherheitstechnik, wobei das Thema sie immer faszinierte. Dann setzte sie sich an die Universität und arbeitete sich ein. Sie hatte es bis zur Spezialistin geschafft und ihre Arbeit war gut bezahlt. Sie wollte keine Spezialistin für Metta werden, aber sie würde sich den Weg suchen, um es zu verstehen, da war sie sich sicher.

Als die Gedanken beendet waren und sie wieder beim Atem war, merkte sie, dass sich die Stimmung im Raum verändert hatte. Die Sonne schien aufgegangen zu sein. Sie traute nicht, sich umzusehen, ob sich an den Gesichtern der Teilnehmer etwas geändert hatte. Hatte sie irgendetwas verpasst, war ihr was entgangen? Sie wollte unbedingt herauskriegen, warum so viele in diesem Raum strahlten. Sie sah die Gesichter nicht, aber sie spürte, dass sie strahlten.

³ Metta Sutta Lehrrede über die Liebende Güte:

Wem klar geworden, dass der Frieden des Geistes das Ziel seines Lebens ist, der bemühe sich um folgende Gesinnung:

Das ganze Sutta hier: http://www.palikanon.com/khuddaka/sn/sn_i08_152.html.

„Wartet nur“, sagte sie sich, „ich werde auch noch strahlen. Ich werde sogar so strahlen, dass ihr die Jalousie runterlassen müsst, damit ihr nicht geblendet werdet.“

Die Meditation war zu Ende. Sie verbeugten sich vor der Buddhastatue, standen auf und vertraten sich die Füße und Beine, die gefühlt eingeschlafen waren. Sie hatten eineinhalb Stunden ununterbrochen gegessen. So lange hatte sie es noch nie geschafft.

Die Teilnehmer gingen schweigsam zur Toilette, zur Gehmeditation in den Garten, andere streckten sich auf den Meditationsmatten aus. Indina holte sich Wasser zu trinken und kam an Mufti vorbei, der sich ihr in den Weg stellte. „Du hast nichts verstanden, oder? Das Metta-Sutta scheint von einem anderen Leben zu erzählen, als du es lebst.“

Er zeigte dabei mit seinem Stahlarm nach draußen in die Ferne. „Ich kenne das andere Leben nicht, weil ich immer hier gelebt habe. Das Leben da draußen hat man mir einprogrammiert, ich weiß zumindest, was das bedeutet.“

Der Roboter schaute Indina mit seinen dunkelbraunen, warmen Augen an. „Du bist übrigens nicht die Einzige, der es so geht. Ich habe viele mit Fragezeichen in den Augen herauskommen sehen. Und weißt du was?“ Mufti war vertrauensvoll an Indina herangetreten, senkte seine Stimme und flüsterte ihr zu: „Ich werde was unternehmen, damit die Fragezeichen sich auflösen.“

Indina rückte von dem Roboter ab, der ihr gefühlt zu nahe kam und dessen kalte, metallische Ausstrahlung sie irritierte.

„Fühlst du dich kalt in meiner Nähe?“, reagierte der Roboter sofort, als konnte er Gedanken lesen. „Ja, ich kann Gedanken lesen“, antwortete er auf die Frage, die Indina erst in ihrem Kopf formulierte.

„Ich werde meine Körpertemperatur höher einstellen müssen. Außerdem sollte ich mir etwas anziehen.“ Er kratzte sich mit seinem Metallarm am Kopf, was sich merkwürdig anhörte.

„Jetzt zu deinen Fragezeichen. Heute Nachmittag nach der Mittagspause habe ich gerade eine Fragestunde eingerichtet, zu der ich auch die Thera eingeladen habe. Ihr werdet in Zweiergruppen zusammensitzen und wechselseitig fragen und antworten. Die Nonnen und Mönche werden auch dabei sein.“

Wenn man so direkt auf Augenhöhe in einer privaten Atmosphäre zusammensitzt, klären sich die Fragen am schnellsten. Viel besser, als wenn alle Fragen an die Thera gerichtet werden, die natürlich die Antworten weiß.“ Mufti sah Indina an. „Was hältst du davon?“

Indina antwortete etwas überfordert: „Wenn du meinst“, sagte sie lächelnd. „Du kennst dich hier am besten aus. Und außerdem scheinst du dich auch mit den Leuten auszukennen. Ich bin heute Nachmittag dabei.“

„Danke, dass du mit mir geredet hast“, schickte Mufti hinterher, als sich Indina schon umgedreht hatte.

Zu dem Mittagessen kamen alle Klostermitglieder zusammen und versammelten sich im großen Essenssaal. Für die Nonnen und Mönche war es das letzte Essen, denen die Ordensregeln vorschrieben, nach dem Höchststand der Sonne keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen.

Die Idee dahinter war einfach, die Ordinierten möglichst wenig mit so verführerischen Dingen wie Essen zu konfrontieren. Ihr Körper und damit ihr Geist hatte über die Jahre gelernt, dass nach

dem Mittag Schluss war mit Nahrungsaufnahme. Diese Methode, hatte der Sangha des Buddhas festgestellt, war am besten geeignet, um sich allein dem spirituellen Leben zu widmen.

So wurden die Ordinierten nicht durch Verrichtungen abgelenkt, die Laien im Alltagsleben genossen. Sie sehnten sich nicht nach dem Nachmittagstee mit Plätzchen oder dem gemütlichen Abendessen im Kreis der Familie mit einem Gläschen Wein. Sie lebten nicht in der Zukunft und ihre Freude bestand ausschließlich darin, dass sie den Weg gefunden hatten, ein Leben in Frieden zu führen.

Der Küchendienst hatte ein großes Büffet vorbereitet, an dem sich die Nonnen und Mönche und die Laien wie Indina bedienten.

Als alle im Saal versammelt waren, kam das Küchenpersonal aus der Küche, stellte sich vor das Büffet und rief wie in einer einstudierten Choreographie in den Saal: „Liebe Nonnen, Mönche und Laien: Nehmt von dem Essen, es ist für euch. Es hat uns Freude gemacht, es für euch zuzubereiten.“

Sie entsprachen damit den Ordensregeln, die den Mönchen und Nonnen untersagten, Speisen in Eigeninitiative an sich zu nehmen. Die Tradition verlangte, dass ihnen das Essen dargebracht wurde. Die Choreografie war der moderne Ersatz für die von Hand zu Hand überreichten Speise.

Es gab keine Rangordnung, wer zuerst an der Reihe war, nur eine lange Schlange vor dem Buffet. Es gab ganz bewusst keine formellen Privilegien wie Alter oder Zugehörigkeitsdauer zum Kloster. Die Klostererfahrung ging davon aus, dass sich die Formalien von selbst regelten: Nicht Gesetze und Regeln standen im Vordergrund, sondern Verantwortung. Jeder entschied bei der Essensausgabe für sich, was sie oder er für das Richtige hielt.

Die Idee ging davon aus, dass das Erlangen von Verantwortung anfangs eine Leistung des bewussten Geistes war. Diese verkehrte sich bald zu einer intuitiven, einer selbstverständlichen Haltung. Die Praktizierenden hatten das Prinzip verstanden und übernommen, dass das eigene Wohlergehen untrennbar mit dem Wohlergehen der anderen verbunden war.

Gab es jemanden, der sich aus was für Gründen auch immer kurz vor dem Koma befand, wenn er nicht bald etwas zu essen bekam, dann war dieser zuerst an der Reihe. Egal, ob er hinten in der Schlange stand, eine Novizin war oder eine Laiin.

Das Verfahren stellte sich als so einfach wie schwierig heraus. Es war Aufgabe der bedürftigen Person, sich gegenüber den vor ihr Stehenden zu erklären, warum sie zuerst Essen bekam. Alle hatten Hunger, insbesondere die Ordinierten, für die es die wichtigste, weil die letzte Nahrung war.

Jemanden vorzulassen ist einfach. Es vor sich selbst zu rechtfertigen, schwieriger. Auch unter den Ordinierten gab es die, die gut oder weniger gut Theater spielten. Es gab Essenssituationen, in denen sich echte Dramen ereigneten.

Eine besondere Rolle spielten die Alten, die Alten an Lebensjahren und Jahren im Kloster, denen man früher per se einen höheren Rang zugesprochen hatte. Natürlich wollten sie an den Kopf der Schlange, sie konnten genauso wenig warten, wie die anderen.

Indina staunte nicht schlecht, als auf einmal ein kleiner, dunkelhäutiger Mönch vor ihr stand, dem Lebenserfahrung und ein Schalk aus dem Gesicht sprachen.

„Ein Bettelmönch bittet um ein bescheidenes Almosen“, sagte er.

Sie sah ihn die Worte sprechen, sie lautmalte sie durch die Lippenbewegungen. Allein, was bei ihr ankam, klang vollkommen anders. „Lässt du einem Alten den Vorzug, dreht sich dein Rad der Wiedergeburt langsamer.“ Sie wusste zwar nicht, was damit gemeint war, aber das Lächeln des Mannes strahlte so viel Freude aus, dass sie automatisch eine höfliche Bewegung machte, und dem Mönch bat, sich vor sie zu stellen.

Die Thera stellte sich in die Reihe und beobachtete den Aufmarsch der Hungrigen. Sie fand es unwürdig, wie einige versuchten, sich an der Schlange vorbei zu mogeln. Sie gingen direkt zu der Essensannahme und füllten sich ihre Teller auf, die sie schon mitgebracht und nicht von dem großen Stapel genommen hatten. Sie redeten dabei auf die ein, die am Kopf der Schlange standen. Diese wichen widerstandslos aus und ließen ihnen den Vortritt.

Die Thera wollte dem nicht untätig zuschauen und ging zum Schlangenanfang, um eine der Dränglerinnen zur Rede zu stellen. Diese war peinlich berührt und fühlte sich ertappt. Sie hatte sich schon eine Ausrede zurechtgelegt, die sie der Thera vortrug.

Die Thera hörte sich ihre Rede an, bis sie geendet hatte. In ihrem Kopf entstand Maßregelung, die Frau musste an ihre Selbstverantwortung erinnert werden. Sie hob an, um ihre Argumente vorzutragen, als Mufti neben ihr auftauchte. Er tippte ihr mit der Hand auf den Rücken; eigentlich wollte er ihr auf die Schulter tippen, da kam er zwar ran, aber das hätte komisch ausgesehen, weil die Thera größer war als er.

„Wenn du sie maßregelst, wird sie sich deine Vorhaltung anhören und sie vielleicht in Zukunft befolgen. Aber gibt es nicht einen Weg, wie sie von sich aus zur Einsicht kommt?“

„Blöde Gedankenübertragung“, dachte die Thera, die vor dem Essen keine Lust hatte zu diskutieren.

„Ich kann dich gut verstehen“, sagte Mufti, „ich lebe von Strom und du brauchst Kohlenhydrate. Darum mache ich dir einen einfachen Vorschlag, damit du dich beruhigt an den Tisch setzen kannst: Wir machen 2 Ausgaben, damit die Schlange nicht so lang ist.“

„Danke Mufti“, sagte die Thera und suchte sich einen Platz, um ihr Essen zu sich zu nehmen.

Indina wollte mit dem Essen beginnen, als sie eine Nachricht erreichte, von der sie nicht wusste, woher sie kam. Es war Mufti. Sie sah, wie alle im Essensaal das Essen unterbrachen und Mufti zuhörten.

„Mögen wir anerkennen, was uns das Universum heute geschenkt hat, damit wir unseren Körper speisen können. Wir danken all den Wesen, die an dem Pflanzen, Ernten und Zubereiten des Essens mitgewirkt haben. Mögen wir so viel essen, wie der Körper benötigt und nicht so viel, wie der Geist sich wünscht.“

Die Thera hatte sich zu einem Mönch und zwei Nonnen an den Tisch gesetzt. Sie hatten ihr Essen schon fast beendet und sprachen über ein Thema, das bei den ordinierten im Augenblick leidenschaftlich diskutiert wurde: Liebe, Liebe unter Ordinierten.

Nach den Ordensregeln war es Mönchen und Nonnen untersagt, körperliche Beziehungen untereinander einzugehen. Da aber seit Erscheinen der Buddha Maitreya alle Regeln untersucht und auf den Prüfstein gestellt wurden, fragten sie sich, wie es sich mit der Liebe verhielt.

„Die Buddha Maitreya wird uns nächste Woche besuchen kommen, dann könnt ihr sie befragen“, sagte die Thera. „Aber ich glaube, sie wird euch diese Antwort geben: Erinnert euch an das Rad des Lebens⁴.“

Die Ordinierten am Tisch wussten, was gemeint war, und ließen die Thera in Ruhe ihr Essen zu sich nehmen. Körperliche Liebe verstand die Lehre des Buddhas als Anhaftung, aus der neues Leben entstand und damit das Anstoßen des Lebensrads bewirkte. Solange das Rad in Bewegung war, gab es keine Befreiung vom Leiden und keine Chance, das klassische Leben zu durchdringen.

„Ich finde die Voraussetzungen“, sagte eine der beiden Nonnen, „die der Buddha für das Lebensrad benennt, fatal, sehr negativ. Der Buddha bezeichnet die gegenwärtige Welt als verwerflich und negativ und formuliert seine Lehre, um dieser Welt zu entkommen.“

Warum, frage ich euch, gestaltet er die Welt nicht so, dass frau ihr nicht mehr entkommen muss? Warum können wir nicht hierbleiben und in Frieden auf dieser Erde leben, anstatt uns nach Götterwelten zu sehnen, in denen uns die Unbill des Lebens nicht erreicht?“

„Was?“, mischte sich die Thera ein und hätte sich fast an einem Bissen Essen verschluckt. „Was hast du da gesagt? Auf der Erde bleiben mit Mördern, Dieben, Vergewaltigern, Hexen und Mobberinnen? Hältst du das für erstrebenswert? Ich nicht!“

„Aber wir können doch nicht fortwährend zwei Welten schaffen, in zwei Welten leben: der guten und der schlechten. Damit verfallen wir genau dem Dualismus, der Gegensatzpaare, vor dem der Buddha so gewarnt hat.“

Die Thera schaute auf ihren Teller: „Frag die Buddha Maitreya. Aber sag Bescheid, wenn du mit ihr darüber sprichst. Da möchte ich auch dabei sein.“

„Um auf die Frage der körperlichen Liebe zurückzukommen, möchte ich bemerken, dass wir genau aus diesem Grund ein Unisexkloster gegründet haben und nicht ein getrenntes Frauen- und ein Männerkloster. Wir sind ganz bewusst das Risiko eingegangen, wie der Buddha gesagt hat, uns von dem Geruch, dem Gehabe und der Stimme des anderen Geschlechts anziehen zu lassen.“

Damit gehen wir nicht den Weg der Abschottung, oder wie du gesagt hast“, sie zeigte auf die Nonne, die die zwei Welten angemerkt hatte, „des Gegensatzpaares, sondern stellen uns der Energie, die aus der unterschiedlichen Sichtweise von Frauen und Männern entsteht.“

Wir können das Gegensatzpaar zweier Geschlechter erhalten, oder wir nutzen die daraus entstehende Energie, um eine gemeinsame Welt zu formen. Damit gehen wir das Risiko der Fehlritte ein. Das sehen wir als dauernde Herausforderung, als Dynamik an, die uns unser Ziel immer wieder neu definieren lässt.“

„Wenn es nie zu körperlicher Liebe kommt“, fragte die Nonne, „wo sollen dann in der Welt, die du beschreibst, die Kinder herkommen, die Nachkommen, die die Welt weiterführen. Ist die körperliche Liebe auf die Menschen beschränkt, die nicht den Weg der Erleuchtung gehen?“

„Gute Frage“, sagte die Thera. „Aber noch sehe ich das Problem nicht, weil wir uns auf der Erde nicht über Nachwuchs beklagen können, eher im Gegenteil.“

Damit, da hast du recht, ist die Frage nur zur Hälfte beantwortet. Denn wir reden von dem Ideal-

⁴ Das Rad des Lebens, oder Rad des Werdens bezeichnet den Lebenskreislauf, aus dem die Praktizierenden versuchen, durch Meditation und Ergründung der Lehre auszuscheren.

zustand, dass alle Menschen den Weg der Erleuchtung gehen.

Dann spätestens werden wir uns die Frage beantworten müssen. Bis dahin haben wir aber noch ein bisschen Zeit“, sagte sie lächelnd. „Dazu gibt es eine schöne Geschichte zu erzählen. Wollt ihr sie hören?“

„Ja, unbedingt“, antworteten die drei.

„Es war zu der Zeit, als die Lehren des Buddhas von Indien in den Osten zogen und der Mahayana entstand, das sogenannte ‚Große Fahrzeug‘.

Das Große Fahrzeug unterscheidet sich von dem alten indischen Weg darin, dass die Arhats, die zur Erleuchtung strebenden Wesen, nicht auf eine individuelle Erleuchtung abzielen. Für die Bodhisattvas, wie sie im Mahayana genannt werden, gilt, dass sie erst Erleuchtung erlangen können, wenn sie allen Wesen zur Erleuchtung verholfen haben.

Einer der Bodhisattvas war Avalokiteshvara, der Bodhisattva des universellen Mitgefühls. Er hatte sich schon als Prinz vorgenommen, allen Wesen Beistand zu ihrer Befreiung zu leisten. Darauf hatte er einen Eid geschworen, und gedroht, in tausend Stücke zu zerspringen, falls er jemals in seinen Bestrebungen nachlassen würde.

Es kam, wie es kommen musste und damit komme ich auf die Kinder zurück. Als Avalokiteshvara sich sein Werk besah, musste er feststellen, dass unaufhörlich leidende Wesen nachströmten, und er sein Werk als gescheitert ansehen musste.

Daraufhin zweifelte er an der Erfüllung seines Gelübdes und zersprang, wie vorhergesagt, in tausend Teile. Wir brauchen uns also ob der menschlichen Natur keine Sorgen zu machen, dass die Menschheit wegen fehlender Nachkommen aussterben könnte. Aber womöglich ist dazu noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Die tausend Teile von Avalokiteshvara wurden von Buddha Amitabha wieder zusammengesetzt. Dieser verlieh Avalokiteshvara daraufhin 11 Köpfe und tausend Arme, damit er den Wesen in Zukunft noch besser helfen konnte.“

„So richtig erfolgreich war er ja trotzdem nicht“, sagte einer der Mönche flapsig.

„Ist ja auch ganz schön alt inzwischen. Heute bräuchte er keine tausend, sondern eher eine Milliarde Arme“, sagte die Nonne.

„Vielleicht war es nicht das richtige Konzept“, meinte die Thera. „Ich finde es überholt, zu glauben, dass einer tausenden helfen soll, wenn die tausenden sich selber helfen können.“

Die drei nickten. Überzeugt waren sie nicht, das sah man ihren Gesichtern an.

Die Klosterbewohner zogen sich zu einer Mittagspause zurück. Im Kloster trat Stille ein.